

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 135.

Montag, 14. Juni

1926.

Edelsteine.

(9. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Hans Snyan.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Splitterricht hörte aufmerksam zu. Er wunderte sich nur, wie jemand soviel hintereinander sprechen konnte über etwas, was doch die hier im Zimmer befindlichen eigentlich alle gut genug wußten!

„Und dann“, fuhr Dr. Lindenblatt fort, „die Möglichkeit, die Nacht über im Hause drüben zu bleiben, die bleibt Ihnen ja immer, Herr Kommissar! ... Um Mitternacht sind Sie ja wieder hier.“

Der Kommissar nickte langsam.

„Ihre Ansichten scheinen von den unsrigen abzuweichen“, sagte Dr. Losch scharf.

Dr. Splitterricht sah den Staatsanwalt nachdenklich an mit einem Blick, als sähe er durch den hageren Mann, der im hellen Fenster stand, hindurch in der Ferne nebelhafte Dinge, die erst entstehen wollten, dann sagte er:

„Ich lege vielleicht nur deswegen nicht soviel Wert auf die Feststellungen in Berlin, weil irgend etwas in mir oder um mich herum ist ...“

Er verstummte eine Weile; in der halben Dämmerung der Fensternähe sah man nur noch seine grauen Augen, die sich vergrößerten und ein merkwürdiges Leuchten hatten. Dann sprach er langsam und die Stimme niederhaltend weiter:

„Es ist etwas da, was mich hier festhalten will, aber ...“ Er zwang sich selbst in die Wirklichkeit und in die nächsterne Nähe der beiden Männer zurück, die ihn kaum verstanden:

„Sind die Herren mit dem Auto von Berlin gekommen?“

Dr. Losch verneinte.

„Das war auch nur einer von den alten Kumpelkisten vom Bahnhof wie das Ihre ...“

„Und meinen Chauffeur habe ich gefragt: es ist ganz ausgeschlossen, daß ich auf diese Weise nach Berlin komme!“

„Was machen wir da?“

„Ließen sich die Recherchen am Ende nicht auch telefonisch ausführen?“ fragte Dr. Lindenblatt.

Der Kommissar schüttelte den Kopf.

„Sie werden wissen, Herr Rat, wie wenig gern die Hoteliers über ihre Gäste Auskunft geben. Auch ist man, wenn nicht dem jungen Menschen selbst, so doch der Familie eine gewisse Rücksicht schuldig ... es könnte ja trotzdem sein, daß unser Verdacht ...“

Der „Herr, Herr Kommissar!“ warf Dr. Losch in mit einer schneidenden Stimme und mit dem grinsenden Lachen, das man jetzt mehr fühlte als sah.

„Ganz recht, mein Verdacht.“ Dem Kommissar blieb kein Gleichmut immer treu. „Es könnte doch sein, irren ja menschlich ...“

Nun lachte der Untersuchungsrichter.

„Es wird behauptet, daß das bei Ihnen ausgeschlossen ist, lieber Herr Doktor! Na, jedenfalls, wir tun, was wir können ...“

„Aber haben damit immer noch kein Auto!“ Klang die sarkastische Stimme vom Fenster her.

„Es sei denn, daß ich das meine zur Verfügung stellen darf“, sagte da jemand aus dem Dunkeln vom

Fenster her. Professor Wildner war, nachdem man sein Anklopfen im Gespräch und Lachen überhört hatte, leise durch die nur angelehnte Tür eingetreten.

Er besaß einen großen, sehr leistungsfähigen Tourenwagen, außerdem auch einen durchaus zuverlässigen Chauffeur. Beides wollte er gern in den Dienst der gerechten Sache stellen ... Indessen glaube er den Herren noch einen anderen wertvollen Wink geben zu können: im Hotel „Waldfrieden“ sei gestern spät abends mit dem letzten Berliner Zug ein elegant gekleideter junger Mann angekommen, der nur eine Handtasche als Gepäck gehabt habe ... Er hätte noch zu Abend gegessen und eine Flasche Wein getrunken und wäre mit dem Frühzug um sechs Uhr fünfundvierzig schon wieder abgefahren. Schon gleich nach fünf sei er nach dem Bahnhof gegangen ...

„Das sieht ja wirklich etwas nach dem Komplizen aus!“ meinte der Untersuchungsrichter, den Staatsanwalt anblickend.

Der sagte ironisch:

„Die Braut ist zu schön, meine Herren ...“ Sie kennen ja wohl das alte Sprichwort, das — auf unsere Verhältnisse angewendet — etwa heißen müßte: an so klare, glatte, mühelose Erfolge glaubt der Kriminalist nicht.“

„Aber ich meine doch, Herrn Dr. Splitterricht winkt da eine sehr interessante Aufgabe!“ entgegnete der Geheimrat. „Ja, und das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen: der junge Mann war ein Amerikaner ...“

„Wie so“, fragte der Kommissar.

„Herr Claudius, der Direktor drüben vom „Waldfrieden“ — er hatte, kurz bevor ich kam, schon bei meiner Frau angeklüngelt —, der sagte, er sei zufällig gestern noch unten gewesen im Speisesaal, als der junge Mann kam ... Der hätte zwar Deutsch, aber mit ausgesprochen amerikanischer Färbung gesprochen. Auch seine Kleidung sei zu bezeichnend für den Amerikaner gewesen, daß Claudius, der selber jahrelang drüben war, meint, er könne sich da gar nicht irren.“

Die Herren schwiegen eine Weile, dann sagte der Untersuchungsrichter:

„Jedenfalls unseren allerbesten Dank, Herr Geheimrat! ... Und besonders auch für den Wagen, den Sie dem Herrn Kommissar gütigst zur Verfügung stellen wollen!“

„Ja“, fiel Dr. Losch ein, „es wäre recht gut, wenn Sie“, mit einer Kopfbewegung zu dem Kommissar hin, „sich sofort abfahren könnten.“

Statt des Kommissars antwortete der Geheimrat: „Mein Chauffeur ist zu Haus und auch sonst ist wohl alles in Ordnung. In zehn Minuten hält der Wagen vor der Villa! Wenn Sie dann drüben sein wollen, Herr Doktor?“

Der Doktor sagte mit einer Verneigung zu dem alten Herrn hin, er käme gleich mit! Wenn nicht etwa — und nun stand er förmlich stramm vor Dr. Losch — der Herr Staatsanwalt noch sonstige Befehle für ihn hätte? ...

Der plötzliche, der Situation gar nicht angepaßte

Ernst des Kommissars wurde unwiderstehlich. Es war gut, daß es so dunkel war im Zimmer, sonst hätte man das Lächeln des sich abwendenden Untersuchungsrichters sehen müssen. Nur der alte Geheimrat — der war ein zu natürlicher Mensch. Der konnte sich seiner Heiterkeit nicht entschlagen, fing an zu brummen und plägte schließlich laut los. Nun lachte auch Dr. Lindenblatt und schließlich stimmte der Staatsanwalt selbst in das Konzert ein.

„Ich werde zu leicht mißverstanden“, sagte er, „weil ich keine Flosteln mache . . . und ich will keine machen, weil man dadurch leicht zu Kompromissen kommt, die für meinen Beruf nicht passen!“

Jetzt spottete Dr. Lindenblatt mit Heine:

„. . . und macht ein verständlich System daraus!“

„Na ja, Sie mögen recht haben, Herr Kollege.“ Dr. Voss grinste schon wieder boshaft: „Der eine ist böse von Jugend auf, der andere wird's erst im Alter . . . Der sieht aus wie ein Mädchen und ist ein ausgemachter Deubel, und jener hat die Teufelsmaske und kann letzten Endes doch sein Herz nicht festhalten . . . Pardon! . . . Ich glaube, da habe ich schon wieder wo angestoßen?“

„Nein, nein!“ lachte Dr. Lindenblatt, „ich habe zwar eine zarte Haut, aber dafür ein dickes Fell!“

„Und wir beide, der Herr Geheimrat und ich, wir dürfen uns jetzt wohl empfehlen?“

Auch der Kommissar hatte jetzt einen viel freundlicheren Ton in der Stimme. Er war ja in seiner Gerichtspraxis an Menschen und Juristen aller Art gewöhnt, aber er arbeitete doch lieber mit den Männern, die in ihm den gleichstehend Gebildeten, als mit den anderen, die nur den mittleren Polizeibeamten in ihm sahen.

Fünfzehn Minuten danach saß er in dem großen, bequemen Wagen und drückte mit herzlichen Dankesworten die Hand des Arztes, der neben dem Schlag stand und ihm noch ein Fläschchen alten Portwein in die Wagentasche schob als kleine Herzstärkung für die nächtliche Fahrt.

Dann glitt der Wagen um die Ecke der Leopoldstraße über den Markt in die Bahnhofsallee, deren tiefe Dämmerung die gewaltigen Scheinwerferlaternen des Autos wie Rauch fortbliesen.

Die Reise in der mond hellen Mainacht war herrlich. Der Wagenlenker steuerte hinter seinen strahlenden Lichtern so geschickt, daß der Kommissar die 60-Meilen-Geschwindigkeit in der tiefen Limosine nur an dem rasenden Wirbel der Chausseebäume merkte, die eine ungeheure Kraft hinter ihm wegzureißen schienen. Aber dann kam der Wald, der wie eine schwarze Mauer zur Rechten und zur Linken stand und dessen Wipfel in dem Fahrturm das Lied einer neuen rastlos jagenden Zeit sangen.

Um halb acht Uhr war Dr. Splitterich von Breitenberg abgefahren, genau um neun hielt er an dem Hotel in der Friedrichstraße, in dem Wolf Stark de Ruyter für gewöhnlich abstieg.

Ein Herr im tadellosen Gehrock mit leisen, weltmännischen Manieren bat den Beamten in sein Kontor.

„Herr de Ruyter ist seit Jahren ein geschätzter Gast bei uns, Herr Kommissar — ich bin der Geschäftsführer des Hauses, Krause ist mein Name . . . ja, und ich werde gleich noch einmal nachfragen . . .“

Er nahm den Hörer vom Fernsprechapparat:

„Oberkellner Beier soll sofort hierherkommen!“

Keine zwei Minuten und der „Ober“ trat ein.

„Herr Wolf Stark de Ruyter hat vom Freitag zum Samstag, also von vorgestern zu gestern nacht, bei uns gewohnt, nicht wahr, Herr Beier?“

„Sehr wohl, Herr Geschäftsführer . . . ich habe Herrn de Ruyter persönlich bedient . . . wie immer . . . und . . .“

„War Herr de Ruyter die ganze Nacht im Hotel?“ unterbrach ihn Dr. Splitterich.

„Jawohl, das heißt, er kam gegen ein Uhr hier an, dann hat er noch gegessen — ich glaube, einen Hummer in Aspik — und eine Flasche Sekt getrunken. Seine gewöhnliche Marke „Troon, Extra dry . . .“ Dann hab' ich ihn selbst nach oben begleitet.“

„Ob er noch einmal fortgegangen ist, wissen Sie nicht?“

„Nein, aber vielleicht der Portier? . . .“

„Wollen Sie den bitte mal rufen lassen, Herr Direktor?“

Der im schwarzen Gehrock nicht und gab telephonische Weisung. Darauf erschien mit seiner bordierten Mütze die eigentliche Hauptperson des Hotels, die sich dessen auch wohl bewußt schien:

Gäste, die nachts rumbummeln, die gibt's bei uns eigentlich so gut wie gar nicht . . .“ sagte er. „Hier verkehrt durchweg nur das beste Publikum . . . und gerade Herr de Ruyter . . . der Herr ist doch Kavalierr!“

Dr. Splitterichs Munddecken krauselten sich:

„Also fort war er in der Nacht nicht mehr?“

Der Portier antwortete nur durch eine Gebärde seiner großen, kräftigen Manneshand. Dann fragte der Vielbeschäftigte:

„Sonst noch etwas gefällig?“

Und verschwand eilig, da man ihn nicht mehr aufhielt.

„Wissen Sie, Herr Beier, wo Herr de Ruyter für gewöhnlich seinen Nachmittagskaffee nimmt?“

Der Oberkellner, der längst in Dr. Splitterich den „Geheimen“ witterte, hob leicht die Schultern, dann sah er seinen Direktor an, dessen Augen ihm Bejahung zuzublinken schienen.

„Soviel ich weiß, verkehrt Herr de Ruyter im Café Metropol . . .“

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Krause“, sagte jetzt der Kommissar, „sich dort in den bequemen Klubseffel niederzulassen . . . So, ganz recht! . . . Nun bitte ich Sie, Herr Beier, einmal hierher zu treten! So . . . ja . . . Herr Krause erteilt Ihnen nämlich — ich weiß das bestimmt — im Vorhinein die Erlaubnis, jede meiner Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Memoiren.

Bei einem Festessen komme ich neben einen fröhlichen Greis zu sitzen, der mich aus kleinen wasserblauen Augen überaus freundlich anschaut. Er ist mir vorgestellt worden mit einem ellenlangen Titel, aber schon nach der Suppe (oder waren es die drei Glas Portwein, die er dazu getrunken?) hält er mir die Hand hin und schmunzelt: „Sie gefallen mir, junger Mann, also sagen Sie einfach Leitnerfranz zu mir, das geht viel schneller. Wissen Sie, ich bin siebenundfiebzig Jahre alt jetzt, da kann man sich schon wieder das Gemütsliedchen erlauben!“ Also, ich schlug ein, denn der Jubelgreis war wirklich ein reizender Kerl. Bedenklich war nur, daß er jetzt von einer unheimlichen Gesprächigkeit wurde, sozusagen die Zoppe auszog und in einen immer ur- und urgemütslicher werdenden Ton verfiel, vom Rotwein zum Weißwein sich steigend und schließlich beim Sekt weitem auffallend durch den herzlichen Überschwang seines nicht mehr ganz guten Betragens. Er hatte mir jetzt schon hundertmal die Hand geschüttelt und mich aufgefordert, ihm in die Augen zu schauen.

„Wissen Sie, ich bin der Leitnerfranz, da werden keine Sprüche gemacht von Ministerialdirektor, mein junger Freund, das ist gar nicht wichtig. Solche gibt es genug, aber wenn ich einmahl sterb', dann ist der Leitnerfranz nicht mehr da und das ist ein Original.“ Das kam mir wahrhaft auch so vor, aber mein Lächeln schien ihm nicht kräftig genug gewesen zu sein, denn er griff neuerdings nach meinen Händen, wobei der ganze Tisch in Gefahr kam und sagte, unheimlich nah in mein Gesicht hinein: „Sie sollten mich erst näher kennen lernen. Das kann Ihnen jeder bezeugen!! Der Leitnerfranz ist ein Original! Ja und wissen Sie, ich bin ein alter Jäger und ich bin weitem bekannt gewesen und bin heute noch. Aber Sie haben keine Ahnung, junger Freund, mit was für berühmten Leuten ich schon zusammen war! Ich hörte auf. Eine Fundgrube von Anekdoten mußte das ja sein, ein Mann von siebenundfiebzig Jahren, der von uns wegen am Stammtisch und auf der Jagd so viele bedeutenden Menschen kennen gelernt hatte! Mein Herz schlug ihm in Erwartung entgegen. Und richtig, er fing zu erzählen an. „Wissen Sie, der Thoma Ludwig, das war ein ganz Spezieller von mir, ein lieber Mensch, den hätten Sie kennen sollen. Von dem könnt' ich Ihnen allerhand Geschichten erzählen.“ Thoma-Anekdoten, jubelte ich im Stillen und machte die Ohren weit auf. Er aber ergriff nachdenklich sein Glas und sagte: „Jetzt ist er ja schon tot . . . ja, allerhand Geschichten!“

Ein bißchen enttäuscht, ehrte ich doch die Wehmut des Greises und hoffte auf anderes. „Das hätten Sie auch nicht gedacht“, fing er in neuer Frische an, „daß ich den Strindberg recht gut gekannt hab“. Da war einmal droben, wo . . . warteten Sie einmal. nein doch nicht, das war damals gar nicht der Strindberg, den Hansun mein' ich natürlich, das war seinerzeit noch ein ganz junger Dachs, ich hab' erst viel später erfahren, daß er ein so berühmter Mann geworden ist. Damals hat er selber noch nichts gewußt davon. Also das war so . . . Und er begann sich. Aber es fiel ihm nichts ein. Und dafür sagte er nur still vor sich hin: „Ja, den Leitnerfranz, den müßten Sie einmal kennen lernen, wenn der einmal seine Memoiren schreiben tät. Ja, Sie müssen nämlich wissen, daß ich dreißig Jahre lang bei der geheimen Polizei war; ich bin immer zwischen Paris und Petersburg und Konstantinopel herumgelaufen, mich haben sie alle gekannt, die Hochstapler und Einbrecher. Ja, das waren die berühmten Geschichten damals. Mein Gott, wie oft haben sie mir gedroht, sie schieben mich über den Haufen. Aber, schauen Sie mich einmal an, glauben Sie, der Leitnerfranz hätte Angst gehabt?“ Ich versicherte selbstverständlich, daß ich auf einen solchen Gedanken nie gekommen wäre und das freute ihn ungeheuer. „Doktor, auf Ihr Wohl, Sie sind ein lieber Mensch, haben Sie mich gern? Ja, wenn Sie mich näher kennen lernen . . .“ Er war jetzt nicht mehr ganz bei der Sache und schüttelte den Wein auf seine Hemdbrust. Aber er wußte gleich eine lustige Anekdote, um das vergessen zu machen. „Da war ich einmal beim Kaiser von Österreich, bei der Jagd, zum Essen eingeladen. Und da sagte der Kaiser zu mir, wissen Sie, der alte Kaiser, Sie haben ihn doch gekannt, er hat Franzl a'beissen wie ich. Also sagt er — nein, das war eine urkomische Situation. Sie müssen sich vorstellen . . . der alte Kaiser . . .“ Der gute Alte fing so zu lachen an, daß er das Erzählen vergaß. Es war nun auch höchste Zeit, daß man ihn weabrachte. Irgend wer nahm ihn beim Arme, aber er ließ meine Hände nicht los und schaute mir mit einem ungewissen Blick in die Augen: „Doktorchen, du gefällst mir, du bist ein gemütliches Haus. Mein Lieber, du mußt mich einmal besuchen, zu einem guten Tropfen, da werden wir allerhand reden. Das wird für Sie großartig werden, junger Freund, Sie können sich einen Namen machen, wenn Sie mich schlachten. Ich stehe bis an den Hals voller Schnurren und Geschichten. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, schreiben Sie meine Memoiren!“ Nur die übertrieben herzliche und pathetische Zusage, daß ich würde gleich in den nächsten Tagen ihn aufsuchen, vermochte ihn zu beruhigen, so daß er sich unter oftmaligem Zurückwenden, Augenzwinkern und mit den Händen winken endlich fortführen ließ.

Zuerst dachte ich, es sei verlorene Zeit, den guten Mann noch weiter auszufragen. Doch war er vielleicht in nüchternem Zustande ergiebiger und mehr denkend als nachdenklich, und so ging ich hin. Er hatte eine Riesenfreude, die er sogleich in Feuchtigkeits umsetzte. Er holte ein paar Flaschen aus dem Keller, schenkte mit viel Liebe und Zartgefühl ein und ließ mich nun erst einmal eine Stunde lang seinen Wein loben: „Schauen Sie mir in die Augen, junger Freund, und sagen Sie mir aufs Wort, ob Sie so einen Wein schon einmal getrunken haben!“ Das ich selbstverständlich eifrig verneinte. Endlich hatte ich ihn mit viel List und Geduld wieder auf sein Thema gebracht. Er schaute mich ganz gekrönt an: „Wenn Sie meinen, der Leitnerfranz hätte vergessen, was er Ihnen versprochen hat. Gleich werde ich Ihnen ein ganzes Schoß Geschichten erzählen, die noch kein Mensch gehört hat. Und eine besser wie die andere. Es ist nur mit dem Gedächtnis so eine Geschichte. Drei Sachen kann ich mir nicht mehr recht merken. Keine Namen, keine Zahlen . . . und das Dritte weiß ich jetzt auch nimmer . . . Aber da haben wir gleich etwas ganz Köstliches. Also, der Ibsen . . .“ „Endlich!“ dachte ich und zog heimlich einen Bleistift, um mir die Schlagworte zu notieren. „Also der Ibsen, der ist immer im Kaffee Maximilian gesessen, nun ja, das ist ja bekannt. Aber was ich Ihnen jetzt erzähle, das ist zwar schon lange her, aber . . .“ Schauen Sie mich an, glauben Sie, daß ich das so jedem Menschen einfach erzähle?“ Ich versicherte ihm, daß ich das nicht alauere und so fuhr er schließlich fort: „Also was wollt' ich jetzt gleich sagen, so, das vom Ibsen war eigentlich nicht so besonders . . . Da war die Begegnung mit Bismarck in Riffingen schon etwas anderes — oder mein Erlebnis mit Menzel, ja der Menzel, ein drolliger Kerl, die kleine Exzellenz haben wir ihn immer genannt, schreiben Sie das ruhig auf . . .“ Ich hütelte mich, ihm zu sagen, daß das nicht mehr ganz unbekannt sei, sondern machte ein Krazel mit meinem Bleistift. „Aberhaupt“, fuhr er fort, „von den Malern, da könnte ich Ihnen was erzählen. Ja, ich kann wohl sagen, der Leitnerfranz hat schon viel erlebt. Schauen Sie mir in die Augen. Was meinen Sie, wenn Sie Augen schon alles gesehen haben? Ja, wo waren wir, beim Leibl oder beim Thoma, beim Hans Thoma natürlich, nicht bei meinem Freund, dem Ludwig. Abzuziehen, habe

ich Ihnen neulich die Geschichten alle richtig auserzählt vom Ludwig Thoma? Da ist ja eine gelungenere als die andere. Wissen Sie, wie er noch Rechtsanwalt war, da hab' ich ja viel mit ihm zu tun gehabt. Ja, das waren noch Zeiten . . .“ Er versank wieder in die Tiefen seiner Erinnerungen. „Ja, aus meinem Leben, da könnte man Memoiren herausholen; ist ja auch kein Wunder. Siebenundfünfzig Jahre alt und immer die Augen offen gehabt und mitten drin im Leben . . . Wo sind wir stehen geblieben? Beim Bismarck, glaube ich. Ja, das war ein Mann. Solche tätten wir heute brauchen. Ich sehe ihn noch vor mir, grad wie ihn der Lenbach gemalt hat. Abzuziehen beim Lenbach, erinnern Sie mich daran, damit wir es nicht vergessen, da kann ich die Anekdoten nur so aus dem Armel schütteln. Zum Beispiel waren wir da einmal in der Alotria, der Lenbach, der alte Gebon, der Seitz . . . wer war da noch dabei . . . lassen Sie mich einmal nachdenken . . . ja, wenn ich mein Gedächtnis noch hätte. Es ist ja auch gleichgültig, wer noch dabei war . . . überhaupt wir wollten ja vom Bismarck reden, jetzt passen Sie auf, jetzt kommt eine Bismarck-Anekdote, von mir erlebt, die steht in keinem Buch drin . . . Meinen Sie, die erzähl' ich einfach jedem? Aber Ihnen erzähle ich sie, und noch manches andere, wenn Sie einmal wiederkommen. Sie sind ein lieber Mensch, Doktor, Sie sollen es der Welt bezeugen, daß ich auch ein Kerl war, der einmal etwas erlebt hat. Also, auf Wiedersehen und vergessen Sie mir den Leitnerfranz nicht . . . Sie sollen meine Memoiren schreiben!“

Vergessen habe ich ihn nicht. Aber seine Memoiren habe ich auch nicht geschrieben. Schade.

Dr. E. R.

Schnüffels Lustreise.

Das Abenteuer eines Iagels.

Von Karl-Heinz v. Winterfeld.

„Scheußlich, ganz scheußlich!“ dachte Schnüffel, der junge Iagel und sträubte frampsbast die Stacheln, aber es half ihm nichts. Er steckte in einem Tuch, das einen für Menschen recht angenehmen Eau-de-Cologne-Geruch ausströmte. Für Schnüffel war's ein entsetzlicher Gestank. Vor wenigen Minuten noch wühlte er im alten Laub, knabberte nachdenklich an einem dicken Käfer und versuchte seinen Liebeskummer zu verwinden. Denn lange schon ging er auf die Brautschau, aber weit und breit war kein Weibchen, und so verzweifelte er fast an seinem schönsten Traum, eine Familie zu gründen.

Da hatte ihn Troll, sein Todfeind, im beschaulichen Lager aufgestöbert, und eine schlanke weiße Hand rollte ihn vorsichtig in das unangenehm duftende Tuch. Blaffend und schnappend versuchte der Schäferhund noch immer, dem stacheligen Gegner eines auszuweichen, aber Schnüffel war so von der neuen und eigenartigen Situation erschreckt, daß es ihn wenig störte. Er dachte nur: „Dummer Kerl, holst Dir ja doch nur 'ne blutige Nase!“

Da wurde plötzlich das Tuch geöffnet, und Schnüffel fiel auf einen weißgedeckten Tisch, zuckte zusammen, sah sich entsetzt um und rollte sich blitzschnell zur stacheligen Kugel. Sein Erscheinen wurde recht verschieden aufgenommen. Drei junge Damen lachten um ihn herum und begrüßten ihn mit Ausrufen wie: „Pfui, so ein Tier!“ — „Aber Inge, wie kannst Du so was auf den Kaffeetisch setzen?“ — „Wie niedlich — seid still, jetzt legt er die Stacheln an und streckt das Schnäuzchen heraus.“

Schnüffel schüttelte sich. Die großen Tiere lachten ihn so neugierig an und hatten so laute Stimmen. Wollten sie ihn etwa fressen? Nun passierte ihm vor Schreck etwas Iageliges, und vorsichtig ging er wieder in seine Abwehrstellung. Man quitierte mit Lachen und Schelten diese Schandtat, dann wurde er gepackt und landete in einem mit Laub und Moos gepolsterten Kistchen. Unruhig verbrachte er die Nacht und versuchte verzweifelt aus seinem Gefängnis zu entweichen.

Doch als er das Ausichtslose seiner Bemühungen einsah, machte er sich über die gekochten Kartoffeln und die kleinen Fleischstückchen her, die man ihm hereingestellt hatte. Engerlinge und Regenwürmer wären ihm lieber gewesen, aber nach den Anstrengungen dieses Tages schmeckte die ungewohnte Kost doch. Dann gab er sich traurigen Betrachtungen hin. Sicher war ihm eine Frau nun nicht mehr bestimmt. Und was hatten die großen Tiere mit ihm vor?

Der Morgen kam. Im Garten begann es hell zu werden. Es raschelte im Gebüsch — ein Flattern — dann sah die Amsel auf dem alten Laubhaufen, Schnüffels gewöhnlichem Lagerplatz, wippte mit dem Schwanz und wunderte sich über das Ausbleiben des Iagels.

Indessen wurde das arme Stacheltier aus kurzem Schlummer geweckt, denn wieder hörte er die lauten Menschenstimmen, wurde in schwankender Riste fortgetragen, dann ver-

nahm er ein schreckliches Surren, das von Rütteln und Schütteln seiner kleinen Behausung begleitet wurde.

Vor der Halle des Flugplatzes hielt das Auto und Frau Stephenjen, die den Igel gestern seiner Freiheit beraubt hatte, ließ nun ihr Gepäck vom Zoll abfertigen. „Also nach Amsterdam der Koffer. Aber was haben Sie in dem Kistchen?“

Die hübsche, junge Frau lachte. „Nur mein Haustier — einen Igel.“

Der Beamte machte ein ungläubiges Gesicht. „Igel?“

Schnüffels Gefängnis wurde nun zum Beweis geöffnet, und ein kleiner Auslauf hatte sich bald um den seltenen Gast gebildet. Er zwinkerte mit den klugen, schwarzen Knopfaugen, schnupperte und wunderte sich sehr über die ihn anstaunenden Menschen. Daß sie ihn nicht fressen wollten, hatte Schnüffel nun herausgefunden. Aber irgendetwas Wunderbares, Seltsames mußte sich ereignen, denn draußen standen Riesenvögel und verursachten ganz ohne Flügel ein Brausen und Lärmen.

Die Frau mit den freundlichen Augen nahm ihn auf den Arm. Man näherte sich so einem Vogel, und Menschen versammelten sich im Halbkreis. In der Mitte stand ein großer schwarzer Kasten, der hatte ein Auge, das Schnüffel und die Frau starr anblickte. Da klappte es in dem Kasten. Schnüffel zuckte, sah wie gebannt in das merkwürdige, große Auge und die Menschen lachten.

Der Photograph dankte. Frau Stephenjen stieg ein und machte es sich in einem Sessel bequem. Schnüffel fand es auf ihrem Schoß ganz behaglich. Das Säusen und Brummen störte ihn kaum mehr. Er war wie betäubt. Nun wurde er aufgehoben und mußte zum Fenster hinaussehen. Himmel, was war das?! Gras und Bäume, Häuser und Menschen wurden kleiner und kleiner. Dann sah Schnüffel nur noch einen bald grünen, bald hellen Teppich und freute sich, als er seinen Platz wieder einnehmen durfte.

Nach einiger Zeit fühlte er, daß es mit rasender Schnelligkeit abwärts ging, wurde wieder in sein Kistchen gesteckt, und das Flugzeug landete in Hannover. Eine kurze Pause — dann ging's wieder in die Kiste. Jemand öffnete ein Fenster. Das Motorgeräusch brach sich an den Tragflächen, und es klang wie das Zwitschern vieler Vögel. Nun war sich Schnüffel der Situation bewußt. Er sah im Bauche eines der großen Vögel, die er vorher auf dem Platz gesehen hatte. Er flog also auch. Er erlebte als erster Igel etwas, was noch keiner vor ihm erlebt hatte.

Die Maschine senkte sich auf dem Amsterdamer Flugplatz Schiphol, und Schnüffel meinte nun: „Der Vogel setzt sich, er will fressen.“

Sie waren gelandet. Frau Stephenjen verließ die Kabine. Ihr Gatte, ein großer, blonder Mann, eilte auf sie zu, und nach herzlicher Begrüßung sagte sie: „In diesem Kistchen habe ich Dir etwas mitgebracht.“ Sie blühte sich. . . das Kistchen war umgefallen und — leer!

Beim Ausladen war der Deckel aufgegangen. Schnüffel drängte sich in die entstandene Spalte, drückte etwas nach, und der Weg zur Freiheit lag offen. Eine große Grasfläche lag vor ihm. Jetzt hieß es laufen. Er setzte sich in Trab und erreichte in wenigen Minuten ein dichtes Gebüsch. Nun wollte er sich so recht von den ausgestandenen Strapazen ausruhen. — Aber was war das? Es raschelte — Schnüffel zuckte zusammen. Dann steckte er die Nase in die Luft und schnupperte aufgeregt.

Ein spitzes Schnäuzchen kam hervor. Eine reizende Igeldame näherte sich Schnüffel, der schnell entschlossen zur Werbung vorging. Nur einmal noch wurde er in dieser interessanten Beschäftigung gestört, denn brausend startete auf dem Flugplatz eine Maschine. Er horchte: „Aha! Der große Vogel fliegt wieder fort!“ Dann vergaß er all seine Ergebnisse.

Aber wenige Wochen später spielten in den Büschen, am Rande des „Wiegaveld Schiphol“ vier putzige, grauweiße und stachelige Schnüffelschen.

Welt u. Wissen

25 Jahre Vogelwarte Rossitten. Die Vogelwarte Rossitten auf der Kurischen Nehrung, an diesem einzigartigen Vogelzugsweg, blüht jetzt auf ein 25jähriges Bestehen zurück. Dieser schmale Landstreifen wird von den ziehenden Vogelscharen bevorzugt, weil sie zu ihrer Orientierung augenscheinlich Band unter sich sehen wollen, und so bot sich hier eine sonst nirgends vorhandene Gelegenheit zur Beobachtung des Vogelzuges dar. Die Vogelwarte, die 1901 von der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft gegründet wurde und seit ihrem Bestehen unter

der Leitung von Prof. T. Ikenmann steht, ist jetzt von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft übernommen und damit in ihrer Existenz gesichert worden. Was diese Stätte für das Studium der Vogelwelt leistet, darüber unterrichtet ein kurzer Überblick in den „Naturwissenschaften“. Die Erforschung des Vogelzuges wird besonders durch das 7 Kilometer südlich von Rossitten weitabgeschieden gelegene Beobachtungsbüschchen Ullmenhorst ermöglicht, das während der Zugzeiten von einem Beobachter bewohnt wird, der sich dauernd mitten in der Vogelzugstraße befindet. Bis zu welcher Ausdehnung die Vogelzüge hier bisweilen anschwellen, zeigt die Tatsache, daß einmal an zwei aufeinanderfolgenden Tagen schätzungsweise 567 000 Vögel vorüberflogen. Studien über die einzelnen Formen des Vogelzuges, wie Höhe, Schnelligkeit, Zug nach Alter und Geschlecht sowie bei Nacht, tägliche Flugzeit, Rasten usw. wurden hier gemacht. Aber diese lokale Beobachtung genügt nicht, und so schritt die Vogelwarte Rossitten zu dem Versuch der Vogelberingung, der zunächst seit 1903 für Deutschland durchgeführt wurde, dann in allen möglichen Ländern Nachahmung fand und jetzt zu einem internationalen Unternehmen ausgebaut ist. Anstoß zu diesem Experiment gab der auf der Kurischen Nehrung seit uralten Zeiten übliche Krähenfang. Für die Nehrung ist nämlich die Krähe ein lechter Beute; sie fangen sie jährlich mit großen Netzen und töten die Krähen auf eigenartige Weise: durch einen Biß in den Kopf. Unverletzt gefangene Krähen waren die ersten Vögel, die beringt wurden, dann kamen Störche, Möwen, Stare, Raubvögel, Kiebitze, Drosseln und alle möglichen anderen Vogelarten hinzu. Auf diese Weise konnten von der Vogelwarte Zugarten entworfen werden, die die Zugwege bis Südafrika, ja bis Westindien zeigen, und die Vogelzugforschung wurde dadurch auf eine ganz neue tatsächliche Grundlage gestellt. Um in weiteren Kreisen Interesse an der Vogelwelt und am Vogelschutz zu wecken, wurde eine Schaustellung angelegt, die jährlich von Tausenden von Besuchern in Augenschein genommen wird. Die Sammlung besitzt auch einen hohen wissenschaftlichen Wert, weil sie in einem zoologischen Grenzgebiet angelegt ist und die Zusammenhänge der europäischen mit der asiatischen Vogelwelt kennzeichnet. Weiterhin werden auf der Vogelwarte Kurse und Exkursionen abgehalten, und der Leiter wirkt durch Vorträge für die Kenntnis der Vogelwelt. Ein interessanter Vogelwartenfilm trägt diese Ideen in noch weitere Kreise, und jährliche Veröffentlichungen berichten über die Forschungsergebnisse. In besonderen Flugräumen und Zeichenanlagen werden für Ostpreußen charakteristische lebende Vögel gehalten, und in den letzten Jahren hat sich die Vogelwarte der Falknerei angenommen und unterhält eine Falkenschule.

*** Massensterben von Arbeiterinnen durch Radium.** Ein geheimnisvolles Massensterben von Fabrikarbeiterinnen in dem Betriebe der United State Radium-Corporation in Newark und Orange im Staate New Jersey hat jetzt eine eigenartige Aufklärung gefunden. Der Tod der Mädchen erfolgte durch Einwirkung von Radium, das trotz sehr kleiner Mengen so schreckliche Folgen hatte. Die jungen Fabrikarbeiterinnen waren damit beschäftigt, an Taschnuhren die Ziffern durch Bestreichen mit Radiumfarbe leuchtend zu machen, so daß sie auch im Dunkeln zu erkennen sind. Die Farbe wird mit einem Pinsel aufgetragen. Um diesen für die feine Arbeit recht spitz zu formen, haben die Mädchen die Gewohnheit, die Pinselspitze zwischen die Lippen zu nehmen. Ein Zahnarzt, der eines der Mädchen wegen Zahnschmerzen in Behandlung gehabt hatte, stellte einen rätselhaften Knochenschwund am Unterkiefer seiner Patientin fest. Schließlich erlag das Mädchen der stets wieder um sich greifenden Krankheit, und es fand die Sektion statt, der der Zahnarzt beistand. Dieser machte die überraschende Entdeckung, daß einige Kieferknochenreste im Dunkeln Licht ausstrahlten. Die Erscheinung führte nach der „Amschau“ darauf, die Ursachen der Erkrankung in der Beschäftigung des Mädchens in erwähntem Betriebe zu vermuten und zugleich die furchterliche Gefahr zu erkennen, die in jener Beschäftigung liegt. Mit einem Male war die Ursache des Todes von 7 Mädchen, die, wie von einer rätselhaften Epidemie dahingerafft, gestorben waren, aufgeklärt und der Grund der Erkrankung dreier weiterer, dem Tode nahen jungen Arbeiterinnen erkannt, sowie die schreckenerregende Einsicht gewonnen, daß innerhalb der nächsten 5 Jahre mit annähernder Sicherheit 30 bis 35 andere Mädchen dem Tode verfallen müssen. Einstweilen steht man den Radiumvergiftungen hilflos gegenüber. Die durch die Lippen und den Speichel dem Körper zugeführten Teilchen Radium bewirken bei den Patienten auffallende Blässe und Mädigkeit; später bilden sich äußerst schmerzhaft abwechselnd und schmerzhaftes Dahinsinken.